

IV. Moral in Beyspielen, oder herzerhebende Geschichten von Edelmuth, Seelengröße, Charakter-Stärke; Muth im Unglücke, von heldenmüthiger Aufopferung für Unglückliche, als Gemählde der Nachahmung, — abschreckende Erzählungen von Dieben, Räubern, Mördern, von lange verborgen gebliebenen Gräueltthaten und anderen Scheusalen der Menschheit, als Warnungstafel.

Der seltene Menschenretter.

Ein Mann, welcher zu einer Zeit — wo alle Leidenschaften losgebunden und frey losgelassen, in einem Lande, wo jeder gesellschaftliche Verband der moralischen Unterordnung unter gefehliche Gewalt zertrümmert war, wo die Guten keine Partey mehr bildeten, sondern hülflos untergingen in dem schrecklichsten der Schrecken, in dem Menschenwahn — sich wagte, in die Räder der Revolutions-Maschine, welche, vom Blute Tausender triefend, über ein ganzes Volk hinrollte, zu greifen, ohne irgend einen Glauben, als den an die über Unschuldige waltende Vorsehung, irgend eine Kraft, als die über Furchterhabenen Menschengefühl für sich zu haben: verdient den Nahmen: „des Seltenern“ in dem Gedächtnisbuche der Menschheit um so mehr, da er nie mit dem Glanze seiner Thaten an das Licht der Öffentlichkeit trat.

Die Achtung, welche jede Nation der bescheidenen Tugend zollt, verspricht seinem Nahmen und seiner Handlungsweise auch unter uns um so lebhaftere Theilnahme, je mehr sie mit der Zeit der Selbstsucht im Widerspruche steht.

Charles de la Bussiere, zu Paris geboren, war der Sohn eines königl. See-Officiers, und hatte das Glück, den Schutz der Prinzessin von Lamballe zu finden, welche ihn als Cadet im Regimente Savoyen-Carignan unterbrachte. Als der lang verborgene Schlund der Revolution sich öffnete, befand er sich gerade in Paris. Durch seine etwas zu laut gegen dieselbe geäußerten Meinungen kam er in die größte Gefahr, und war schon daran, an den Laternenpfahl gehangen zu werden, als ihn der herbeeilende General Lafayette rettete.

La Bussiere war nun ohne Dienst und Vermögen, doch seine einnehmende Gestalt und Bildung verschaffte ihm manche Freunde, und so gelang es ihm, den Nachstellungen der Revolutions-Ausschüsse zu entgehen, daß er eine Bedienstung im Bureau der Verhafteten erhielt, welche er in der Überzeugung annahm, dabey Gelegenheit zu finden, manches Ubel zu verhindern oder doch zu mildern. Indessen der Anfang seines Dienstes entsprach seinen Ansichten keineswegs. Das Geschäft, welches er hatte, Anzeigen von den in den verschiedenen Departements Verhafteten zu machen, erregte in ihm so einen lebhaften Abscheu vor solch' einem Thun, daß er, gegen alle Vorstellungen seines Chefs, seinen Dienst verließ, nicht achtend alle die Gefahren, denen er dadurch sich und seinen Collegen Preis gab. Nur durch die ihm eingefloßte Über-

zeugung von der Menschlichkeit seiner Amtsgenossen, und daß es bey diesem Amte möglich wäre, durch Verzögerung der Acten den raschen Gang der Revolutions-Tribunale, als auch den Henkersarm zu hemmen, und so manchem Unglücklichen Zeit zu verschaffen, sich durch den Einfluß der Seinen zu retten, entschloß er sich auf seinen Posten zurück zu kehren.

Diese kurze Abwesenheit hat das Schicksal von Tausenden entschieden. Die Correspondenz war indessen einem Anderen übertragen worden, und ihm wurde das Register der eingegangenen Anklage-Acten zugetheilt. Zu diesen kamen dann auch die Vertheidigungsschriften der Verhafteten. Alle diese Papiere wurden eingetheilt, und dann dem großen Bureau übergeben, wohin regelmäßig alle Tage um zwey Uhr ein Commissär von der Volks-Commission kam, um Beweggründe zur Verdammung der Angeklagten zu finden.

La Bussiere entwarf nun, da er von der guten Meinung seines Chefs und seiner Collegen unterstützt wurde, einen großen Plan und führte ihn mit eben so vielem Muth und Standhaftigkeit, als Glück aus. Die Volks-Commission erhielt gewöhnlich aus La Bussiere's Händen die Papiere, ohne sie zu zählen, und ohne ihm einen Empfangschein darüber zu geben. Noch am nämlichen Nachmittage wurden sodann von ihr die Papiere untersucht, und in der Nacht das Arrêté gemacht. Die Papierstücke wurden am Rande mit dem treffenden Buchstaben bezeichnet: G bedeutete den Tod, D Deportation, und R Losprechung, welche nur selten und nur zum Scheine der Gerechtigkeitsliebe erfolgte. Neben den Acten befand sich auch die Liste der Beschuldigten. Sobald das Revolutions-Tribunal diese Listen erhielt, ließ der öffentliche Ankläger, Fouquier Tinville, die Angeklagten in die Conciergerie bringen; am folgenden Tage wurden sie vor Gericht gestellt, ihre Nahmen abgelesen, und am Nachmittage zum Tode geführt.

Wir erzählen die Verfahrungsart dieses schrecklichen Gerichtes, um einen Begriff in Bezug auf La Bussiere's Benehmen in Voraus zu haben. Die Unordnung und Übereilung des Tribunals, die blinde Wuth, mit der es vorging, leiteten seine Anschläge, und gaben ihnen gewünschten Erfolg. Gleich Anfangs schaffte er eine Menge Actenstücke auf die Seite, wodurch er 60 Personen das Leben rettete. Zuerst, da er noch nicht überzeugt war, welch einen Ausgang sein gewagtes Unternehmen haben würde, versteckte er bloß die Papiere; als er aber sah, wie

wenig man die Sache wahrnahm, da beschloß er, dieses ins Große zu treiben, und die schändlichen Acten in die Seine zu werfen. Sie zu verbrennen, hätte ihn verrathen können; er mußte also langsamer zu Werke schreiten. Er benutzte also die Zeit, wo der Ausschuss des öffentlichen Wohles versammelt war, die Stunde nach Mitternacht, begab sich unter Vorzeigung der Einlaßkarte in sein Bureau, nahm die früher auf die Seite geschafften Papiere, und erweichte sie in einem Wassereimer, welcher unter dem Vorwande, seinen Wein einzukühlen, ihm zum Gebrauche stand. Waren die Papiere zu Vercy, so formte er Kugeln, füllte damit seine Taschen und ging bey Tagesanbruch nach Biegiers Bädern an die Seine, wo er die Kugeln in der Badewanne verkleinerte, und sie sodann dem Wasser übergab. In solch einer Arbeit und Angst brachte er viele Nächte hin, und retrete so, mit eigener Gefahr, vielen Menschen, die er nicht einmahl kannte, die ihm auch niemahls Dank wußten, das Leben. Bis zum ersten Messidor im zweyten Jahre der Republik zählte er bereits 800 Prozesse, welche er so vernichtet hatte. Es befanden sich Nahmen von den achtbarsten Personen darunter.

Aber nicht bloß auf solche Art war la Bussiere zur Rettung der Unglücklichen thätig, seine Erfindungsgabe sein Muth und seine Beharrlichkeit zeigten ihm, wo die Gefahr Schnelligkeit forderte, neue kühne Wege und Mittel. Den Greis Pontarlier rettete er, indem er ein Formular im Sicherheitsausschusse mit zwey Unterschriften zu sich nahm, es mit dem Nahmen des Gefangenen ausfüllte, das Siegel eines Decretes auschnitt und darauf heftete, dann mit dem Sohne des Verhafteten zum Gefängnisse eilte, wo derselbe mit einem Freunde unter Vorzeigung des Befehls, als sollte Pontarlier vor den Sicherheitsausschuss gebracht werden, sich des Alten bemächtigte, und so durch die gut gespielte Rolle ihn befreyte. Immer gräßlicher setzte die Schreckenregierung ihren Gang fort. Sechzig bis achtzig Menschen fanden täglich ihren Tod; doch verlangten die Volksbefreyer immer neue Schlachtopfer. Alle sollten erwürgt, und in der Erde der Freyheit und Gleichheit vergraben werden, die nicht Freunde derselben nach ihrem Sinne waren. Das Revolutions-Tribunal wurde noch mit zwey neuen Abtheilungen vermehrt, um täglich bis 300 Personen abzuschlachten u. s. w.

In eben dem Maße verdoppelte la Bussiere seine Bemühungen. Einst, als er eben auf vorhin beschriebene Art beschäftigt war, Anlagsacten zu vernichten, und eben zurück gehen wollte, wurde er mit Schrecken gewahr, daß ihm Leute aus dem Versammlungsorte des Wohlfahrtsausschusses entgegen kamen. Es waren Robespierre, Saint Just, Collot d'Herbois, Villano, Varennes und Fouquier Tinville. Sie wollten sich in einem Nebengemache abkühlen. La Bussiere war in größter Verlegenheit; auch auf der anderen Seite kam ihm Je mand entgegen, und so zwischen zwey Feuer genommen,

blieb ihm nichts übrig, als sich in den leeren Kasten zu stürzen, in welchem man zur Winterszeit das Holz bewahrte, und den Deckel darüber zu werfen. Die Tyrannen bemerkten es nicht, da sie eben im heftigen Gespräche begriffen waren. Robespierre mit Saint Just setzten sich auf den Deckel des Holzkastens, die anderen standen herum, und la Bussiere konnte unter nicht geringer Angst den Inhalt des Gespräches vernehmen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als, wie Fouquier Tinville meinte, die Gefängnisse zu unterminiren und in die Luft zu sprengen, um so aller Gegenverschwörungen sicher zu seyn und freyere Hände zu haben, den Freyheitsbaum tiefer zu pflanzen. Robespierre, fast noch der menschlichste, glaubte, man solle damit noch warten, und endete mit diesem die saubere Unterredung und la Bussiere's peinliche Lage. Doch kaum war er aus einer Klemme gekommen, und auf das nahe gelegene Boulevard gegangen, um da bis zum Anbruche des Tages auszuruhen, dann in das Bad zu gehen, und sich der Bürde seiner stark gefüllten Taschen zu entledigen, als ihm ein neues Abenteuer aufstieß.

Er hatte sich auf die Stufen des Hardy'schen Kaffehauses niedergesetzt, als ein Kerl mit rother Mütze, Namens Aillaume, Mitglied des revolutionären Ausschusses der Section Lepelletier, vorbei ging, ihn bemerkte und fragte, was er hier thue. La Bussiere entschuldigte sich, er wolle nur die frische Luft genießen. Aillaume, hierdurch nicht befriedigt, ließ ihn durch eine eben vorbeiziehende Patrouille fest nehmen und ins Wachhaus bringen. Sein Gegner dringt in ihm, seinen Nahmen zu nennen und seine Karte zu zeigen, und da er es verweigert, bricht er ganz wüthend in heftige Flüche und Beschuldigungen aus. Unter der Volksmenge, welche der Lärm herbey zog, fand sich glücklicher Weise ein kleiner Beamter des mächtigen Wohlfahrtsausschusses, Namens Pierre; er erkennt Bussiere, und reclamirt ihn. Aillaume bezeichnete auch ihn als Verdächtigen, allein wie erschrak er, als Pierre, der ihn früher wacker ausgeschossen hatte, ihm unter seinem Überrocke das auf der Brust tragende Schild des Ausschusses zeigte, vor welchem sich der Glende demüthig verbeugte. La Bussiere, statt dem Jacobiner es entgelten zu lassen, lobte vielmehr seinen Eifer und kam so ungeahndet auch für ein andermahl mit seinen Papieren davon. Wäre dem simplen Jacobiner der Gedanke eingefallen, die strohenden Taschen des Verhafteten zu durchsuchen, mehr als vierzig Personen, worunter Madame Beauharnais, nachmalige Kaiserinn Josephine, la Bussiere's Pläne, er und seine Collegen wären verloren gewesen. Die Vorsehung wachte über die kostbare Existenz dieses Mannes, und begünstigte seine oft leichtsinnig entworfenen Rettungsanstalten.

Bey aller Unordnung des Revolutions-Tribunals konnten indessen so große Eingriffe nicht unbemerkt bleiben. Die Anzahl der gelieferten Acten standen mit der Volks-Commission in keinem Verhältnisse; es ergingen Vorwürfe

auf Vorwürfe an das Bureau la Bussiere's, über seine Faulheit und Unordnung, und schon ließ der blutgierige Fouquier Tinville an den Wohlfahrtsauschuß einen förmlichen Anklagebrief ergehen, welcher vier Tage vor dem Sturze der Tyrannen zufällig in la Bussiere's Hände fiel, und so in dieser kurzen Zeit ihm noch Gelegenheit gab, sich und seine Collegen vor neuen Angriffen zu retten, bis der neunte Thermidor den Gräueln ein Ende machte.

Der neunte Thermidor hatte das Messer, womit die Tyrannen Tausende geschlachtet, gegen sie selbst gekehrt. Ihre Gegner siezten. Robespierre mit seinen vorzüglichsten Genossen bestieg das Blutgerüst, die übrigen wurden nur mit Schande aus ihren Höhlen vertrieben, und Legendre und Tallien hatten die Ehre, den Versammlungsort der Jacobiner zu schließen. Nach diesem ungeheuren Drucke hohlte nun die Nation wieder einmahl Athem; von allen Enden Frankreichs gingen die Bitten um Freygebung der Verhafteten ein. Beym Sturze der Jacobiner füllten 450,000 als verdächtig eingezogene Menschen die Gefängnisse des Reiches, ohne die unter Aufsicht Gestellten zu rechnen. Jetzt diente das Bureau der Verhafteten bloß dazu, um Nachweisungen und Auskünfte in Bezug auf die eingehenden Reclamationen zu geben. La Bussiere mußte heimlich über die Verwirrung lächeln, welche er durch sein Verfahren erzeugt hatte. Er spielte die Rolle, nach Acten zu suchen, von denen er doch wußte, daß er sie vertilgt hatte; ihr Abgang erleichterte nur indessen die Freygebung der Gefangenen. Bis zum neunten Thermidor hatte er 1253 mit kühnsten Wagnissen großer Selbstaufopferung das Leben gerettet, nun konnte er hoffen, den Wünschen seines edlen Herzens freyen Lauf zu lassen.

Wäre man nicht bey dem Andrang von Hunderttausenden von Seite des Volks; Senates mit Bedächtlichkeit zu Werke gegangen, um nicht, wie man glaubte, nach revolutionären Begriffen Unschuldige und Schuldige zugleich frey zu lassen, la Bussiere's Ernte wäre noch reichhaltiger ausgefallen; indessen er plünderte die Cartons, nahm die ungünstigen Schriften hinweg, selbst aus den Registerbüchern wurden von ihm die Blätter herausgerissen, welche auf Anklagen und Auswanderung Bezug hatten. Doch nur drey Wochen begünstigten diese seine Thätigkeit; nach ihrem Verlaufe wurde das Bureau der Verhafteten aufgehoben.

La Bussiere hatte nun seinen Dienst, aber nicht seinen Muth verloren. Vergebens schien eine Zeit lang sein Bestreben, bey einem der Regierungsausschüsse eine Anstellung zu erhalten; überall herrschten noch jacobinischer Ton und Wesen, denen man den Unwillen ansah, sich in die neue Ordnung zu fügen.

Schon hatte la Bussiere seinem Wunsche, hier angestellt zu werden; entragt, als der anscheinende Zufall ins Mittel trat, und ihn mehr als je zum Werkzeuge machte,

das Unglück so vieler Leidenden zu enden. Er traf mit einem seiner vormahligen Collegen zusammen, welcher Secretär beym Volks-Representanten Legendre (ursprünglich einem Fleischer) war.

Nur mit Verwunderung sah la Bussiere seinen Bekannten in dem Dienste eines Menschen, den man allgemein als einen der wüthendsten Demokraten bezeichnete; doch freudig verwandelte sich sein Staunen, als er hörte, Legendre habe sich als ein zweyter Paulus bekehrt, die Gräueln, zu denen er mitgewirkt, hätten ihn tief bewegt, und all' sein Sinnen und Trachten gehe nun dahin, das vergossene Blut durch Rettung Unglücklicher zu sühnen. La Bussiere ließ sich nun Legendre vorstellen, der, mit seinem edlen Bestreben bekannt gemacht, ihn zum zweyten Secretär, bald aber zum Geheimschreiber, Rathgeber und Freund nahm. Legendre, seit dem neunten Thermidor in hoher Volksgunst, stand nun an der Spitze einer mit ausgedehnten Vollmachten versehenen Commission. La Bussiere hatte ein weites Feld zu wirken. Zuerst suchte er die Schächter und Agenten der vormahligen Tyrannen zu entfernen; es gelang. Der Convent ernannte eine Commission von zwey Mitgliedern, um die Gefängnisse zu besuchen, und jene in Freyheit zu setzen, wo keine Beweggründe der Verhaftung da waren, Legendre und Bordon de l'Isle traf die Wahl, und la Bussiere legte nun die zurückgehaltenen Verzeichnisse derjenigen vor, deren Acten er vernichtet hatte. Unter den vielen angesehenen Personen dieser Art befand sich auch seine ehemahlige Braut, die durch Härte ihres Vaters ihm geraubt, und unter Vorspiegelung seines Todes an einen Andern verheirathet worden war. La Bussiere befreyte Beyde, und that, ohne sie zu sehen, seinem Herzen genug. Um der angelegten Befreyung einen schnelleren Gang zu geben, vermochte la Bussiere seinen Freund Legendre dahin, den Befehl an alle Verwaltungen der Departements zu erlassen, die Zahl und Umstände der Verhafteten schriftlich einzusenden; ein überhäuftes Geschäft, welches zu verwirren er seinem Freunde thätig half, und wo es seyn konnte, den Knoten zerschnitt. So hätte der Sicherheitsauschuß alle Edelleute, Priester, Nonnen und Verwandte der Emigrirten von der Befreyung ausgeschlossen; indessen gelang es la Bussiere doch, die Freygebung von 1954 Priestern, wie von 10,000 Nonnen, welche in ganz Frankreich eingesperrt waren, zu erwirken.

Auf vier Monathe hatte zwar Legendre seinen Posten Barras überlassen müssen, doch auch diese Zeit hemmte la Bussiere's Thätigkeit nicht; er hatte bis zur Wiedereinführung Legendre's die Freylassung von 6000 Personen vorbereitet, die dieser dann erwirkte. Die Anschuldigung von Criminal-Verbrechen griff mehr als Einmahl in seine menschenfreundlichen Einwürfe, doch auch hier wußte sich la Bussiere mit Daransetzung seines Einflusses, seines Dienstes, selbst seiner Existenz durchzufinden. Wir ent-
übrigen, um nicht zu weitläufig zu werden, die Aufzäh-

lung mehrerer solcher Begebenheiten, und bemerken bloß, daß bis zur Zeit, wo Legendre aus dem Sicherheitsausschuße trat, 84,000 Menschen in den verschiedenen Theilen Frankreichs die Freyheit erlangten, woran sicher la Bussiere den größten Antheil hatte.

Der Volks-Repäsentant entließ nun mit gerührtem Herzen seinen getreuen Freund, Rathgeber und Helfer. Leider brachten la Bussiere die Empfehlungen seines Beschützers bey der neuen Ordnung der Dinge wenig Nutzen; bis ihm auch der Tod desselben die letzte Stütze raubte.

La Bussiere war und blieb unbekannt, wie meistens das Verdienst des Guten, und sein ruhmwürdiger Name würde wahrscheinlich in Vergessenheit gekommen seyn; wenn nicht die neuerlichen Geschichtschreiber des französischen Theaters, denen er mehr als Einmahl während der Revolution das Leben gerettet hatte, ihn derselben entriß, uns die Züge dieses seltenen Mannes bewahrt, und zugleich zu seinen Gunsten eine Benefiz-Vorstellung am vornehmsten Pariser Theater bewirkt hätten.

Entsetzlicher Gattenmord.

Ludwig von F** — von dem hier eine gedrängte Skizze, mit Vermeidung alles Romanhaften, nach zuverlässigen Quellen gegeben werden soll — war in einem ruhigen Städtchen eines ansehnlichen Königreiches von ziemlich wohlhabenden adeligen Ältern geboren. Seine erste Erziehung war größtentheils einfach, ohne Zwang, und förderlich dem Geiste und Körper, wie sie bey dem mittleren Adel dieses Landes gewöhnlich Statt findet; als Knabe zeichnete sich Ludwig durch Munterkeit des Gemüthes, durch Lebhaftigkeit der Wissbegierde und des Fassungsvermögens, und durch anmuthige Gestalt und Gesichtszüge, aber auch durch Leichtsin und Hartnäckigkeit aus. Den Elementar-Unterricht erhielt er auf der Bürgerschule seiner Vaterstadt, wo ihm auch das im Lande unentbehrliche Latein beygebracht wurde. Im vierzehnten Jahre seines Alters ward er auf ein Gymnasium geschickt, auf dem er humanistische und philosophische Wissenschaften, und nebenbey die deutsche und dann auch die französische Sprache studirte. Dieser Zeitpunkt fiel in die letzten Regierungsjahre des unvergeßlichen Monarchen der in seinen Staaten eine vollkommene Pressfreyheit gestattete, und dadurch eine unbegrenzte Lese lust unter allen Bürger-Classen erweckte. Dieser Umstand war auch Ludwig's regem Geiste willkommen. Er las mit unersättlicher Begierde die verschiedenartigsten Bücher, ohne dabey seiner Studienpflichten vernachlässigt zu haben; und als nach dem Tode des Monarchen die Pressfreyheit wieder eingeschränkt wurde, ward seine Lese lust, besonders in verbotenen Büchern, unersättlicher. Aber die zügellose und unbesonnene Freyheit, mit welcher man damals Religion und Politik in gewissen Schriften aufklären wollte, wirkte auf den sich selbst überlassenen Jüngling, dem es noch an Festigkeit der Grundsätze und des Cha-

racters fehlte, sehr nachtheilig. Er verlor Sinn und Achtung für Religion, gewöhnte sich an lose Grundsätze der Moral und gewann einen schiefen Hang nach unbürgerlicher Freyheit.

Nachdem Ludwig seine Studien auf dem Gymnasium geschlossen hatte, begab er sich auf die Universität, die in der Hauptstadt des Reiches ihren Sitz hatte. Hier benutzte er jede Gelegenheit, sich zum politischen Geschäftsmanne auszubilden. Aber die mannigfaltigen Veranlassungen zur Ausschweifung, die eine Hauptstadt unbesonnenen Musensohnen darbiethet, verleiteten ihn auf manche Irriweg und zur Wollust, welcher sich seine lockeren Grundsätze selten entgegenstimmten. Bald kam auch seine politische Exstanz in Gefahr. Der Freyheitsstau mel der Neufranken griff auch schon in Ludwigs's Vaterland um sich, und verleitete mehrere Schwindelköpfe zur geheimen Verschwörung gegen den Staat und Monarchen. An dieser Verschwörung nahm im Jahre 1795 auch Ludwig Antheil, doch entkam er glücklich der drohenden Strafe, als die Anführer enthauptet, und mehrere Mitglieder deportirt wurden, weil er nur eine unbedeutende Rolle bey der Conspiration gespielt hatte. Indessen rückte das Ende seiner Universitäts-Jahre herbey, und als dieses endlich erreicht war, begab sich Ludwig zu einigen Staatsmännern, bey welchen er die juristische Praxis ausübte. Nach zwey Übungsjahren kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er im kurzen für einen der geschicktesten Advocaten angesehen wurde, und die schönsten Ausichten auf ansehnliche Ämter hatte.

Zu dieser Zeit machte er Bekanntschaft mit Jeannette von M., einem sanften und liebenswürdigen Fräulein, das seit dem Tode der Ältern bey einem Onkel in Ludwigs's Vaterstadt wohnte. Vermuthlich hatte Ludwig Anfangs die Absicht, Jeannette, die ihm vertrauensvoll geneigt war, zu heirathen, und dadurch in Verbindung mit einigen angesehenen Familien zu treten. Allein Jeannettes Onkel, der den Herrn von F** genauere kannte und ihm von Herzen gram war, gab sich alle Mühe, die Liebenden entfernt zu halten, und ihre Absicht zu hintertreiben. Dieser Zwang fachte die Leidenschaft beyderseits nur noch stärker an, besonders aber bey der unerfahrenen Jeannette, die, durch Ludwigs's Larve getäuscht, den aufrichtigsten Freund in ihm zu sehen glaubte. Nach einigen Monathen starb der Onkel, und nun hofften Beyde freye Lust athmen zu können. Allein auch die verwitwete Tante, eine andächtige und gewissenhafte Dame, war voll Mißtrauen gegen Ludwig, und erschwerete ihm jeden Zutritt zu Jeannetten. Lange schmachteten die Liebenden nach einer Gelegenheit, die sie auf einen Augenblick in die Arme der Liebe führen könnte, wo sie dann ungestört über ihre Leiden und Hoffnungen klagen dürften. Endlich schlug F** auf geheimem Wege die Mitternachtsmette, die in der ersten Nacht des Weihnachtsfestes üblich ist, zur Zusammenkunft in seinem

Hause vor der Stadt vor. Nach sehnlichsvollen Erwartungen kam die schwarze Nacht heran, und Jeannette erhielt von ihrer Tante Erlaubniß, mit einer Begleiterin zur Weihnachtsmette zu gehen. Kaum war sie in der vollgedrückten Kirche angekommen, als sie der spärende Ludwig bey der Hand faßte, und unvermerkt der behthenden Begleiterin entzog. Durch die Schauer der Mitternacht, während die Gebethe des Volkes zum Himmel steigen; eilt Jeannette an der Seite des Verführers in seinen Lustgarten, und wird das Opfer der geheuchelten Liebe.

Zu spät wird die Begleiterin Jeannettens Abwesenheit gewahr. Das aus der Kirche strömende Volk begegnet der Unglücklichen, die nun einsam und zerstört aus der Vorstadt zurückeilt. Der Tante kann am folgenden Tage der Fall nicht mehr verborgen bleiben. Unerbittlich stößt sie Jeannetten aus dem Hause, und diese muß sich auf ihr Landgütchen flüchten. Die beleidigte Familie der Entehrten dringt ungestüm auf F**, die Unglückliche zu heirathen und sie zu schützen. Er verspricht es zwar, troßt aber den Verwünschungen und dem Ungeßümme der Feinde, indem er die eheliche Verbindung hartherzig aufschiebt. Unterdessen reiset F.. auf den im Jahre 1802 ausgeschriebenen Reichstag als Begleiter eines Abgesandten seiner Vaterstadt, nachdem er zuvor Jeannetten die Eheberbindung, die bald nach dem Reichstage Statt haben sollte, nochmahls zugesichert hatte. Allein im Gestümmel der Pracht und Freude, die in der Stadt des Reichstages herrschte, ergibt er sich den zügellosesten Ausschweifungen, uneingedenk der Dulderinn, uneingedenk seines Versprechens. Nach Beendigung des Reichstages kehrt er entnervt, und doch mit hochtrabenden Aussichten auf eine vortheilhaftere Parthie, als Jeannette seyn dürfte, in seine Vaterstadt zurück, wo ihm jetzt die Bosheit schlechter Menschen Jeannettens Bild edelhaft entworfen hatte. Doch besucht er nach einigen Tagen auch Jeannetten, die unterdessen das Kind der sträflichen Liebe zur Welt gebracht hatte. Ludwig fand sie ländlich im Garten arbeiten, und neben ihr das Kind in einer Bauernwiege. Besinnungslos sinkt sie dem unverhofften Gaste in die Arme, und als sie wieder zur Besinnung kommt, bittet sie ihn mit Thränen und Worten um Erbarmen, und bringt ihm das harmlose Kind entgegen. Er aber steht wie ein Eisenblock eine Weile da, und nimmt bald Abschied von ihr mit den Donnerworten: „Ich kann Sie nun unmöglich heirathen.“ Jeannette schauderte krampfhaft zusammen, verfiel darauf in eine tödtliche Krankheit, und starb zerknirscht nach wenigen Monathen nachdem sie noch den Tod ihres Kindes erlebt hatte.

Diese Katastrophe verfehte den gefühllosen Mann eine Zeitlang in Verlegenheit; denn Jeannettens Anverwandte und andere streng denkende Männer verabscheuten diesen Wüßling, und setzten seinem Streben nach Ämtern einen mächtigen Damm entgegen. Von dieser trüben Aussicht

fand sich F** genöthigt, in verächtlicher Zurückgezogenheit zu leben, und wenigstens scheinbare Besinnungen der Reue zu äußern. Und so lebte er einige Jahre hindurch, in sich gelehrt, und bessere Sitten heuchelnd. Unterdessen aber ward er mißtrauisch und bis zur Wuth reizbar, und ergab sich aus Verdruß unmäßigem Tranke. Nach vier Jahren gelang es endlich dem scheinbar Gebesserten, einen nicht unwichtigen Posten in dem Bezirke seiner Vaterstadt zu erlangen, und kurz darauf eine günstige Beirath mit der ältesten Tochter des Kammer-Fiscals v. W. zu erschleichen. Friedlich lebte er über ein halbes Jahr mit seiner Gattinn, einer stillen und wohlgebildeten Person, die sich alle Mühe gab, ihn zur Würde eines rechtschaffenen Mannes zu erheben. Aber bald mußte die Gatte seine Ausschweifungen beweinen, und für ihren schweisgenden Kummer die unwürdigsten Mißhandlungen erdulden. Der Wüthrich fröhnte wieder seinem Hange nach Wollust, ward gegen alle Pflichten der Ehe unempfindlich, ergab sich einer zügellosen Völlerey und Trunkenheit und wüthete bey jeder geringen Veranlassung unerträglich. Erst jetzt hat man wahrgenommen, daß ein trauriges Familienübel sich auch seiner bemächtigte, und zwar um so gefährlicher, da er durch Ausschweifungen und unmoralische Grundsätze sowohl den Körper, als auch den Geist gelähmt hatte.

Ludwig's Vater nämlich war ein ruhiger, gutmüthiger Mann, dabey aber kindisch und oft läppisch. Sein erster Sohn, Ludwig's älterer Bruder, war bis zum Mannesalter nüchtern und ernsthaft, aber seit dem 34. Jahre seines Lebens so verworren, daß er in seinen Wuthanfällen mit Brand und Mord drohte, und zuletzt der Sicherheit wegen in ein Irrenhaus abgeführt werden mußte. Nun schien der Dämon der Raserey zu dem schon tief genug herabgesunkenen Ludwig sich zu wenden. Leider war diese Muthmaßung auch nicht ungegründet. Denn er verfiel oft besonders wenn er betrunken war, in eine so fürchterliche Wuth und Ergrimmung, daß er Jedem Ohren und Nase abschneiden wollte. Dieses erregte bey seiner Gemahlinn und ihren Ältern große Besorgnisse. Und nun bemühten sich alle, ihn vom verderblichen Trunke abzuhalten, und so seine Anfälle zu vermindern und zu verschonen. Ansfangs waren ihre Anstrengungen nicht ohne Wirkung; denn F** war mäßiger, und in seinem Thun besonnener. Aber bald kam eine schauerhafte Katastrophe heran, die die schwärzeste und empörendste That herbey führte.

Als nämlich im April des Jahres 1808 der Adel in der Hauptstadt des Bezirkes versammelt war, um die Amtsgeschäfte zu untersuchen und Ämter zu vertheilen, da ward F** aus Ursachen, die man leicht errathen kann, seines bisherigen Amtes entsetzt. Kaum hatte er diesen Beschlus vernommen, als er knirschend aus dem Versammlungssaale hinausstürzte. Herr von W., sein Schwiegervater, der ebenfalls gegenwärtig war und des Eidams Verworrenheit merkte, eilte ihn nach, und machte

ihm bittend die Hoffnung, ein anderes Amt durch Unterstützung hoher Gönner zu erlangen. Allein F** war unbeweglich, ließ haltig einspannen, und jagte nach Hause. Unglückdahnend schickte W. einen Gilbothen an seine Frau, der dem Eidam auf einem kürzeren Wege voran kommen und der Frau v. W. die gemessene Nachricht bringen sollte: sie möchte die Tochter zu sich nehmen und diese Nacht bey sich schlafen lassen, weil Ludwig beleidigt und ergrimmt zurück eile und gewiß etwas Böses im Sinne führe. Kurz nach der Ankunft des Bothen kam auch F**, noch vor Abenddämmerung, an, und als er seine Gattinn nicht mehr zu Hause angetroffen, ging er zur Schwiegermutter, um sie dort zu sprechen. Mit scheinbarer Hingebung und Kälte sprach er von seiner Amtsentfetzung, liebteste seine Frau Gemahlinn mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit, und blieb in ihrer Gesellschaft bey der Schwiegermutter zum Nachessen. Nach Tische war er immer heiter und ruhig, und bath erst gegen 10 Uhr seine Frau nach Hause. Die Mutter winkte der Tochter, der Warnung ihres Vaters zu folgen. Allein die Gute wollte den reizbaren Mann nicht kränken, und hoffte, ihn in seiner Heiterkeit zu erhalten. Sie gingen also nach Hause, und spielten noch Schach eine Weile. Bis nach 11 Uhr sah man Licht brennen. Aber um die Mitternachtsstunde verübte der Barbar die gräßlichste der Mordthaten an seiner seit sechs Monathen schwangeren Gattinn.

Unruhig und ahnungsvoll brachte die Frau von W. die Nacht zu. Vergebens harrete sie des Morgens auf irgend eine Nachricht der Tochter. Das Schlafzimmer sey noch verschlossen — war Alles, was sie erfahren konnte. Überdrüssig des Harrens kletterte sie endlich gegen acht Uhr den Major eines dort liegenden Husaren-Regimentes ihrem Schwiegervater einen Morgenbesuch abzustatten, und nachzusehen, was bey ihm vorgefallen seyn möchte. Der theilnehmende Major eilt zu F**, pocht dreymahl an die Thüre, aber vergebens. Nun nimmt er sich die Freiheit, beym Fenster ins Schlafzimmer zu schauen. Da erblickt er den Boden mit Blut bespritzt. Jetzt reißt er mit Manneskraft die Thür aus den Angeln, und vor seinen Füßen liegt ein zerfleischter Leichnam in seinem Blute. F** steht erblaßt hinter dem Ofen, und will auf den Hereinstürmenden schießen; als er aber die Pistole ungeladen bemerkt, ergreift er eine Papierschere, und verfehlt sich in die Brust einige leichte Stöße. Allein der Mörder wird alsogleich ergriffen und gebunden, und der kalte Leichnam von Ärzten und Chirurgen untersucht. Um den Hergang der schwarzen That zu erfahren, werden dem Thäter umständliche Fragen zur Beantwortung vorgelegt. Dieser aber, den Blick auf den Boden gestemmt, troßt allen Fragen mit stummem Schweigen; selbst die Verwünschungen des Volkes, welches ihn umringt, und ihm ins Gesicht spuckt, können nicht den Bösemüthigen zur Sprache bringen.

Nun untersuchte man die Sache nach den Merkmalen, die man an dem zerfleischten Leichname, an dem Bette und an den Wänden wahrnehmen konnte. Der Barbar hat die schuldlose Gattinn im Finstern auf dem Bette mit einem Säbel zu morden begonnen. Die ersten zwey Hiebe trafen die Brust; dann hatte sich die Unglückliche gegen die Wand aufgerichtet, und in dieser Stellung erhielt sie drey Wunden in den Kopf und Nacken; hierauf kroch sie neben der Wand am Hintergrunde des Bettes gegen die Thüre, und in diesem Augenblicke wurden ihr auf einer Hand die Finger abgehauen, auf der anderen einige tiefe Wunden verfehlt; endlich fiel sie blutend und kraftlos vor der Thüre nieder, und auch hier mußte sie noch einen Hieb durch den Leib und einige Stiche in die Brust empfinden. Hier bedeckte sie der Mörder mit zwey Polstern, und ließ sie im eigenen Blute erkalten. Es ergab sich bey der Untersuchung, daß die Ermordete 15 Wunden empfangen, unter welchen sieben Wunden tödlich waren. Das Kind unter ihrem Herzen war nun ohne Rettung.

Mit Mühe und Gefahr wurde die niederschlagende Bottschaft der Mutter, und bald darauf dem herbenstürmenden Vater hinterbracht. Die Bestürzung, der Kummer der Altern ist unbeschreiblich. Am andern Tage wurde der Leichnam der Ermordeten beerdigt. Der Mörder ging in Ketten hinter dem Sarge, ohne aufzublicken, und nur eine Thräne zu vergießen. Kurz nach dem Begräbniß wurde F** in die Hauptstadt des Bezirkes abgeführt, hier vorläufig zum Arrest verurtheilt, und ein Criminal-Prozeß gegen ihn als Mörder erhoben. Erst seht kehrte ihm die Sprache zurück, und seine erste Behauptung war, seine Gemahlinn müsse gesund leben; er habe sie gar nicht ermordet, dieses sey Verläumdung seiner Feinde. Er nahm also die Miene eines Verrückten an, der seine Frau im Zustande der Besinnungslosigkeit ermordet haben möchte. Sein Advocat vertheidigte ihn nach dieser Ansicht sehr geschickt. Allein die erste Justizstelle sprach das Todesurtheil über den Mörder. Nun sagte F** den Entschluß, selbst sein Advocat zu seyn, und an das oberste Tribunal, der Verfassung des Landes gemäß, zu appelliren. Nach vielen Formalitäten verdamnte die Landesgerechtigkeit den Gattenmörder zu einer Zuchthausstrafe auf zehn Jahre.

Die Buschmühle.

In einem Dorfe nicht weit von Copenhagen lebte vor etwa dreyßig Jahren eine Bauersfrau von mittlerem Alter, die bey einem ansehnlichen Vermögen von ihren Nachbarn wegen ihres beständigen Charakters nicht wohl gelitten war. Ihren Mann, den sie als Witwe geheirathet hatte, behandelte Martha mit der größten Herabsetzung; weit mehr galt bey ihr Lorenz, ihr Knecht, ein roher, dem Trunke ergebener Mensch, der es verstand, durch Schlaueit und Augendienst die Hausfrau zu gewinnen,

dabey aber den Haß des übrigen Gesindes auf sich geladen hatte.

Martha hatte nur ein Kind, einen Sohn aus ihrer ersten Ehe, welcher Peter hieß. Er war ein guter, arbeitssamer Bursche von 20 Jahren, aber etwas schwach am Verstande. Auch er mußte von den Launen der Mutter viel ausstehen, um so mehr, als ihr Vertrauter ihm nicht wohl wollte. Besonders reizte Peter den mütterlichen Unwillen dadurch, daß er zu einer Waise, Namens Maria, heimlich Neigung faßte, und ihr die Ehe versprochen hatte. Dieses arme Mädchen diente bey einem Müller, eine halbe Meile von Martha's Wohnorte. Das hochmüthige Weib hielt sich durch eine solche Verbindung für entehrt, und alle Bemühungen, ihre Zustimmung zu erlangen, waren bey ihrem Eigensinn fruchtlos. Unzählige Mahle verwünschte sie laut die Verführerin ihres Sohnes vor allen Nachbarn, und drohte, wenn dieser nicht von ihr abliesse, ihn zu enterben, und das ehrlöse Geschöpf so lange zu verfolgen, bis sie von hinnen wäre. Bey diesen Ausbrüchen ihres Hasses mochte vielleicht kein bestimmter Vorsatz zum Grunde liegen; auch wäre es ihr nicht möglich gewesen, die Heirath zu hinterreiben, weil das Mädchen rechtschaffen und unbefcholten war, und Armut keinen Einwand darboih, den die Gesetze in Schutz genommen hätten.

Peter hatte der Mutter oft versichert, daß er bey ihrem Tode seine Maria unfehlbar heirathen würde. Um ihren Jorn nicht zu mehren, besuchte er jedoch die Geliebte nur heimlich. Die Folgen dieses verbotenen Umganges zeigten sich nur zu bald für das unglückliche Mädchen. Der Bräutigam suchte zwar Maria durch die feyerlichsten Schwüre zu beruhigen, daß er sie nie verlassen wolle; aber wohin sollte die Hülflose, wenn sie verachtet und verstossen, ihren Zustand nicht länger verheimlichen konnte? — In dieser Verlegenheit wagte es Maria, sich der Mutter ihres Geliebten an einem Tage zu entdecken, wo dieser nicht zu Hause war. Die Alte entbrannte vor Jorn, und überhäufte sie mit Schimpfreden. Maria bekannte ihre Schuld, beschwor sie, sich ihrer in der letzten Zeit der Schwangerschaft anzunehmen, wenn sie den Dienst in der Mühle verlassen müßte, und versprach dagegen, nach ihrer Herstellung allen Umgang mit dem Geliebten zu meiden. Die Hoffnung, das Mädchen selbst zur Erreichung ihrer Absicht zu gewinnen, bewog die Hartnäckige, einigen Beystand zu versprechen. Sie bestellte Maria auf den nächsten Sonntag Nachmittag zu sich, und schickte sie gut bewirthe, in Begleitung des Lorenz, nach der Buschmühle zurück, in welcher jene diente; dem Knechte trug Martha zugleich auf, der Müllerin in ihrem Nahmen zu sagen, daß sie Maria gut versorgen würde. Lorenz, etwas angetrunken, erlaubte sich unterwegs Unanständigkeiten, die Maria erst gutmüthig, nachher mit bitterem Ernste zurückwies. Dieses veranlaßte unter Beyden eine Uneinigkeit, welche sich so fort-

spann, daß sie bey lautem Wortwechsel in der Mühle anlangten. Lorenz bestellte mit sichtbarem Verdrusse seinen Austrag, und entfernte sich, nachdem er im Beyseyn des Müllers und seiner Frau Maria schimpfend zugerufen hatte: „Solch ein Mensch hol' der Teufel!“ — In den folgenden Tagen gab er sich Mühe, der Hausfrau ihr Mitleiden unter der Vorspiegelung auszureden, daß Maria sie nur täuschen wolle und gar nicht daran denke, sich von ihrem Geliebten zu trennen. „Seyd keine Thörin!“ — sprach er zu dem hochmüthigen Weibe, „und vertraut nicht den leeren Worten einer verlaufenen Diene! Helft ihr nur erst aus der Noth, nachher wird sie euch austachen, und jeder Vernünftige muß glauben, daß ihr im Herzen geneigt seyd, dem sauberen Paare nachzugeben!“

Die böse Saat war nicht vergebens ausgestreut, vielmehr erstickte sie bey der Partherzigen den Keim des besseren Gefühles, den Mariens Thränen hervorgelockt hatten. Die Furcht, schwach zu scheinen, verleitete oft zur Grausamkeit. Schon bereute Martha ihr Versprechen, und sie würde ohne Umstände ihr Wort gebrochen haben, wenn sie nicht dem Müller und seiner Frau selbst davon hätte Nachricht geben lassen. Das unglückliche Mädchen hatte gedroht, wenn Martha ihr jeden Beystand versagte, sich ins Wasser zu stürzen. Früher hatte dieses Ereigniß Martha kaum beunruhigt; wenn sie aber jetzt durch Wortbrüchigkeit die Verzweifelte zum Selbstmorde trieb, erschien sie in der ganzen Gegend als Urheberin dieser Unthat. Um solcher Nachrede zu entgehen, gab Lorenz ihr den Rath, Marien unter der Bedingung, sich schnell aus der Gegend zu entfernen, mit einer hundertenden Summe zu unterstützen. Martha billigte den Vorschlag und erklärte, daß sie gleich bey der nächsten Unterredung mit Maria ihn ins Werk setzen wolle. — „Und wie viel,“ — fragte Lorenz, — „wäret ihr denn Willens, daran zu wenden? Peter kehrt Montag von der Reise zurück, und sehen sie einander wieder, so begreift ihr, daß aus der Trennung nichts wird, wenn er hört, daß ihr euch des Mädchens angenommen habt. Versahlet nicht ihr nun einmahl euer thörichtes Versprechen, und wenn ihr nicht knickern wollt, so kann sie wohl vor Montag abfahren.“ — Martha verstand sich endlich dazu, ihr fünfzig Thaler zu zahlen, wenn sie ihr nie wieder vor Augen käme, und im Beyseyn des Predigers versprache, allen Umgang mit Peter aufzuheben. — „Wohlan!“ erwiederte Lorenz, „um solchen Preis ist es leicht, die Feindinn eurer Nahe auf die Seite zu bringen.“ — Diese Unterredungen wurden in der Folge von Martha selbst mit allen Umständen erzählt, und Lorenz konnte sie nicht bestreiten.

Zwey Tage nachher, am Sonntage, fand sich Maria, dem Anscheine nach vollkommen beruhigt, in Martha's Hause ein. Sie wurde hier gut aufgenommen, und im Beyseyn des Dorfschulzen machte die Mutter ihr den vorgedachten Antrag. Nach einigen Einwendungen, wel-

che durch die Hoffnung, sich in der Residenz als Amme einen Dienst zu verschaffen, beseitigt wurden, nahm sie den Vorschlag an, und versprach auf das Bestimmteste, ihre Verbindung mit Peter gänzlich abzubrechen. Sie wiederholte diese Erklärung vor dem Prediger des Ortes, und nun zahlte ihr Martha die angebotene Summe aus. Bey der ganzen Verhandlung schien Maria gefast und ungezwungen; mit Dankbarkeit nahm sie von Martha Abschied, und auch diese war bey der Trennung freundlich, und verrieth keine Art von Leidenschaft. — Das Mädchen besuchte noch einige Bekannte im Dorfe, denen sie auch ihren Entschluß, am folgenden Morgen die Gegend zu verlassen, unaufgefordert mittheilte. Es war ein kalter, neblichter Herbsttag; der Abend nahte heran, und es hatte abwechselnd geregnet. Eine Bauersfrau redete ihr zu, die Nacht bey ihr im Dorfe zu bleiben, welches sie aber mit der Bemerkung ablehnte, daß ihre Brodherrschaft noch nicht von ihrem Vorhaben unterrichtet sey. Eben als sie im Begriffe stand, nach Hause zu gehen, wurde sie durch ihren Geliebten überrascht, der seine Rückkehr beschleunigt, und seine Maria vergebens in der Mühle gesucht hatte. Mit ruhiger Entschlossenheit sagte sie ihm ihren Vorsatz, und bath ihn, weil sie doch zusammen nicht glücklich seyn könnten, ihr die Trennung nicht noch mehr zu erschweren. Vergebens gab er sich alle Mühe, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen. Sie beschwor ihn, den Zorn der Mutter nicht auf's Neue zu erregen, und es dieser lieber zu verbergen, daß sie einander nochmahls gesprochen hätten. Er drang darauf, da es schon dunkel geworden war, bis zur Mühle zu begleiten; sie gestattete dieses nach langem Widerstreben erst dann, als er versicherte, daß er denselben Abend nicht zu den Ältern zurück kehren wolle, da sie ihn noch nicht erwarteten.

Peter behauptete in der Folge, daß unterwegs das Gespräch mit Maria keine andere Wendung genommen, sie vielmehr auf seine Bitten und Schwüre mit vollkommener Fassung erklärt habe: sie wolle und dürfe nicht länger den Frieden zwischen ihm und seiner Mutter stören, da sich kein Mittel habe finden lassen, diese zu versöhnen, als indem sie je eher je lieber sich in die Fremde begeben. Sein erneuertes Versprechen, keiner Anderen je mahls seine Hand zu reichen, habe sie abgelehnt, und das Begehren, ihm ihren künftigen Aufenthalt anzuzeigen, mit den Worten erwidert: „Gott kennt ihn, ich kenn' ihn noch nicht!“ So wären sie an den Fußsteig gelangt, welcher von der Landstraße durch ein Gebüsch zu der so genannten Buschmühle führte, wo Maria mit einer liebevollen Umarmung und den heftigsten Wünschen für sein künftiges Glück von ihm geschieden sey.

Lorenz war an diesem Sonntage, noch vor Mariens Ankunft, unter dem Vorgeben ausgegangen, daß er in einem Dorfe unweit der Buschmühle einen alten Kameraden besuchen wolle. Kurz vorher hatte er von einem

Nachbarn ein Beil geliehen, und dieses sorgfältig geschärft. — Der Müller und seine Frau hatten denselben Sonntag bey einer Kindtaufe zugebracht, und den Mühlburschen allein zu Hause gelassen. Bey ihrer späten Rückkehr wunderten sie sich, ihre Magd wider Gewohnheit abwesend zu finden. Sie beruhigten sich indessen durch die Vorstellung, daß sie wegen des schlechten Wetters über Nacht im Dorfe geblieben sey. Als sie aber auch am folgenden Morgen sich nicht wieder einfand, und man erfuhr, daß sie schon des Abends sich nach Hause begeben, glaubte der Müller, Maria habe aus Kummer über ihren Zustand sich selbst ein Unglück bereitet. Er stellte daher überall Nachforschungen an, und noch an demselben Vormittage ward die Vermisste gefunden. Ihr entseelter Körper lag unweit der Mühle unter einem Haufen abgefallener Blätter, welche, wie man deutlich sah, in der Eile zusammengerafft waren. An der Schläfe zeigte sich eine einzige Quetschung, die, nach dem Ermessen der Sachverständigen bey Untersuchung der Leiche, von einem stumpfen Werkzeuge, z. B. Hammer, herrührte, und den Tod unbedingt zur Folge haben mußte.

Das von Martha empfangene Geld wurde bey der Entseelten nicht gefunden. Dieser Umstand begründete den Verdacht, sie sey erschlagen worden, um sie zu berauben. Auch den Thäter glaubte man entdeckt zu haben, als man in einem Graben neben dem zur Buschmühle führenden Fußsteige ein Beil fand, dessen Hest unverkennbar zeigte, daß es Blutstrecken gehabt, die mit den Händen verwischt waren. Dieses Beil wurde nämlich vom Eigenthümer und dessen Hausgenossen für dasselbe erkannt, welches Lorenz am Sonntage mitgenommen, als er angeblich einen Besuch in dem Dorfe bey der Buschmühle abstatten wollte. Auch ward einstimmig bekundet, daß, als Lorenz das Beil empfangen, kein Blut daran gewesen sey, und dieses hatte alle Wahrscheinlichkeit, da das Hest ganz neu war.

Nach diesen Umständen wurden Lorenz, Martha und ihr Sohn wegen des vorgeschlagenen Mordes zur Untersuchung gezogen. Nach der Ansicht des öffentlichen Anklägers war Lorenz durch das vorgefundene Beil der That überwiesen; Martha, die erklärte Feindinn der Erschlagenen, schien die Urheberinn des Verbrechens, und gegen Peter sprachen manche Thatsachen, über welche es dem bestürzten Jünglinge unmöglich war, sich zu rechtfertigen: er war früher zurückgekehrt, als man ihn erwartete; er hatte, ungeachtet seines Verhältnisses zu Maria, die letzte Unterredung schon am Eingange des Gebüsches abgebrochen, sie nicht bis in die Mühle geleitet, und selbst seine eigene Aussage nahm gegen ihn ein. „Als ich Maria verließ,“ — sagte er im Verhöre, — „waren wir auf dem Fußsteige, kaum 20 Schritte von der Landstraße. Sie wollte nicht zugeben, daß ich weiter mit ihr ginge, und sie hatte nur noch etwa 100 Schritte bis zu ihrer Wohnung. Ich war sehr betrübt, weil ich sie nicht wieder sehen sollte, und blieb stehen, um sie noch vor Augen zu

behalten; gleich darauf hörte ich Einmahl laut ausschreyen, und glaubte, es sey Mariens Stimme. Ich ging deshalb etwas näher, als ich aber weiter nicht das Geringste hörte, meinte ich, der Mühlboursche hätte vielleicht das Mädchen im Scherze erschreckt, und kehrte, da es regnete, schnell wieder um. Kaum hatte ich die Landstraße erreicht, so hörte ich Jemanden auf dem Fußsteige aus dem Gebüsch laufen. Es war zu dunkel, um ihn genau zu erkennen, doch kam es mir vor, es wäre Lorenz. Indem er mir vorbey kam, rief ich ihn an; er aber antwortete nicht, und lief aus allen Kräften unserem Dorfe zu, so daß ich ihn nicht einholen konnte. Es war mir unheimlich bey dem Gedanken, daß Lorenz der Maria allein im Gebüsch begegnet sey, denn ich wußte, daß er so wenig, als meine Mutter, gute Gefinnungen gegen sie hatte. Doch konnte ich nicht an einen Todtschlag denken; auch traue ich dem Lorenz, obschon er mein Feind ist, kein solches Verbrechen zu, noch weniger aber meiner Mutter."

Lorenz läugnete nicht, in dem entscheidenden Augenblicke im Gebüsch gewesen, und auf das Zurufen eines Unbekannten, ohne diesem Rede zu stehen, schnell nach Hause gelaufen zu seyn, dieses sey aber nicht aus Angst geschehen, sondern weil es regnete und schon spät war. Ein Geschrey wollte er nicht vernommen haben. Das ihm vorgewiesene Weil erkannte er sogleich und ohne Verlegenheit für das seinige, welches er, da er etwas berauscht gewesen, indem er auf dem schlüpfrigen Fußsteig hingefallen sey, verloren, und nachher vergebens gesucht habe. Es sey von ihm in der Absicht mitgenommen worden, seinem Kameraden, den er besuchte, bey Verfertigung eines Pfluges zu helfen. Da aber hiervon unter ihnen niemahls die Rede gewesen war, galt dieses nur für eine leere Ausflucht. Man hielt ihm vor, daß er eine besondere Veranlassung gehabt haben müsse, um des Abends im Finstern sich in das Gebüsch zu begeben. Anfangs verstummte er, dann gab er die Antwort: daß, weil er betrunken gewesen, er hiervon nichts wisse; er könne sich vielleicht im Dunkeln verirrt haben. Dieses schien aber unglaublich, weil aus dem Dorfe, das er vor Abend verlassen, ein breiter Fahrweg, welcher nicht durch den Busch führte, der nächste war, den er nach Hause einschlagen konnte. Wo das Blut am Beile herührte, wolle er auch nicht wissen; zuletzt behauptete er, daß er von Nasenbluten befallen worden sey. Mit der Versicherung, am Sonntage Maria nicht gesehen zu haben, und nicht das Geringste von der Ursache ihres Todes zu wissen, behauptete er fortwährend seine Unschuld. Aber seine vielfachen Ausreden und Widersprüche, sein rohes und ungestümes Betragen in den Verhören, und sein früheres Leben, da er schon einmahl wegen Diebstahls Strafe gelitten, waren nicht geeignet, ihm Zutrauen zu gewinnen.

Martha zeigte während der ganzen Untersuchung ein so auffallendes Benehmen, daß es schwer zu errathen

war, ob die Ruhe erkünstelt, oder die Folge eines guten Gewissens sey. Sonst so heftig und hochmüthig, blieb sie jezt bey jedem Verhöre in der größten Kaltblütigkeit, und war ganz unbekümmert, darüber, daß Jemand sie für die Anstifterinn einer Mordthat halten könne. Sie meinte im Gegentheile, daß, nachdem sie Maria abgefunden, und diese bereit gewesen, die Gegend zu verlassen, keine Ursache vorhanden sey, einer Person den Tod zu wünschen, gegen welche sie nur wegen des jezt aufgehobenen Verhältnisses mit ihrem Sohne unzufrieden wäre. Indes verwickelte auch diese Angeklagte sich in Widersprüche, und vermehrte dadurch den Argwohn, daß sie den Knecht, der ihr ganzes Vertrauen besaß, veranlaßt hätte, die Unglückliche auf eine ganz heimliche Art wegzubringen, und daß die gezahlte Geldsumme nur ein Mittel gewesen sey, Maria sicher zu machen, sie zu einer bestimmten Stunde aus dem Hause zu locken, und den Verdacht von der Urheberinn abzuwälzen. Dem öffentlichen Ankläger war es, wenn man den bey jeder Criminal-Untersuchung gewöhnlichen Gang kennt, wohl zu verzeihen, wenn er sich nicht ganz frey von einer Poesie hielt, zu welcher alle Ausmittlungen so vielen Stoff gaben. Lorenz und Martha hatten durch ihre Ausfagen die Überzeugung veranlaßt, daß sie die Wahrheit aus Hartnäckigkeit läugneten.

Diese Rechtsache hatte natürlich die größte Aufmerksamkeit erregt, und war mit einer Ausführlichkeit erörtert worden, welche man in ähnlichen Fällen oft für Genauigkeit hält. Niemand bezweifelte dabey, daß Lorenz die unglückliche Maria ermordet habe, entweder auf Jureden der ihm so ergebenen Martha, oder um sich in den Besitz des Geldes zu setzen, welches, wie er wußte, an dem verhängnißvollen Tage der Ersteren ausbezahlt war; und so wird Jedem das Urtheil in erster Instanz von selbst einleuchten.

Vor dem höchsten Gerichtshofe, dem die endliche Entscheidung zukommt, wird jedes Mahl ein neuer Ankläger und ein neuer Bertheidiger bestellt. Diesem liegt nun die Pflicht ob, auf das Genaueste die früheren Verhandlungen nach den Vorschriften der Geseze und der unbefangenen Logik zu prüfen, und bey der öffentlichen Darstellung der Sache jeden Mißgriff nachzuweisen.

Die Bertheidigung der Angeklagten stützte sich hier auf zwey Hauptgründe, von welchen jeder in Dänemark genügt, alle Strafen zu verwerfen. Der Thatbestand war erstens ganz unerwiesen, und demnächst wurden die Beweisgründe, gegen die Beschuldigten unzulänglich. Nach dem Befundschne sollte der Tod aus dem einzigen Schläge an der Schläfe entstanden seyn, dessen Spur sich durch die vorgefundene Quetschung verrieth; andere Verletzungen hatte man am Leichname nicht entdeckt. Aber die Figur und die Größe dieser Quetschung bewiesen, daß sie nicht mit einem Schläge von dem vorgewiesenen Beile hervorgebracht seyn könne. Eben so begründend und be-

deutend war die Bemerkung, daß, weil die Haut am Kopfe unverletzt war, das am Beile fließende Blut nicht von der Erschlagenen sey. Hiermit stimmte auch die Aussage des Lorenz in den letzteren Verhören überein, nach welcher er in der Absicht, Birkenholz im Gebüsch zu entwenden, Abends mit dem Beile hingegangen sey, und sich dabey in den Finger gehauen habe. Die nicht ungegründete Furcht, für dieses Vergehen hart bestraft zu werden, hätte ihn bewogen, als er Mariens Schreien hörte, unverrichteter Sache davon zu laufen. Aus diesem Gesichtspunkte konnte der Umstand, daß Lorenz vorher im Dorfe das geliehene Beil geschärft hatte, eher für, als gegen ihn zeugen, weil diese Bemühung für seinen wirklichen Zweck nützlich, für den ihm untergelegten aber überflüssig schien.

Der Vertheidiger zeigte ferner, daß alle aufgestellten Anzeigen nur deshalb überwiegend wären, weil man sie mit einander willkürlich nach einer angenommenen Meinung zu verbinden suche. Er bewies zur Genüge, daß eine solche Zusammenstellung, die nicht unbedingt in den Umständen liegt, sondern nur eine ausgesprochene Ansicht rechtfertigen soll, nicht geeignet sey, die Wahrheit zu finden, und daß fast alle Justiz-Morde aus einer ähnlichen falschen Logik entstanden wären.

Der höchste Gerichtshof sprach in Folge der Verhandlungen die drey Angeeschuldeten von der Mordanklage frey, weil da, wo es nicht erwiesen ist, daß ein Mord vorgefallen, vernünftiger Weise auch kein Mensch als Mörder büßen darf. — Peter ward aber, weil er auf Mariens Geschrey ihr nicht zu Hülfe gekommen, zur Erlegung der Geldstrafe verurtheilt, welche das Gesetz in Dänemark über jeden verhängt, der es unterläßt, eine augenscheinliche Todesgefahr von einem Anderen abzuwenden, wenn dieser dabey umkommt.

Allgemein schrieb man die Freysprechung der Angeklagten nicht ihrer Unschuld, sondern dem Scharfsinne und der Beredsamkeit ihres Vertheidigers zu. — Wenn das Vorurtheil einmahl eine Volksmenge ergreift, so darf man sie mit einem aufgerührten See vergleichen, von dem der Aberglaube meint, er könne nur durch schuldloses Opfer zur Ruhe gebracht werden. Wie viele Menschen wurden auf das Blutgerüst oder in den Kerker geführt, deren Unschuld weit eher einleuchtet, als es hier den meisten Lesern gelingen dürfte, der Ansicht des letzten Richters beizutreten. Juristen und Nichtjuristen sträubten sich nicht selten gegen die unlängbare Wahrheit, daß tausend Scheingründe das wirkliche Daseyn einer That nicht darthun.

Eine geraume Zeit verstrich; Martha war todt, Lo-

renz entfernt, und die Sache vergessen, als ein Zufall, der öffentlich nicht zur Sprache kam, das Räthsel löste, und die Gerechtigkeit der Freysprechung erwies. — Es ist bereits erwähnt worden, daß in der Buschmühle an jenem merkwürdigen Sonntage Abends nur Ein Mensch zu Hause war, nämlich der Müllerbursche. Diesem hatte ein Herr beym Weggehen eingeschärft — was ihm auch schon früher oft gesagt war, — ein Bret, welches dicht am Mühltrade lag, vor Abend wegzunehmen, damit Niemand auf diesem Wege in den Hof gelangen, oder unglücklich seyn möchte. Der Bursche hatte dieses vergessen; Maria war auf dem schlüpfrigen Wege ausgeglitten, und mit der Schläse auf den Kopf eines großen Nagels so heftig herabgestürzt, daß sie gleich nach dem ersten Angstgeschrey starb. Um nicht Verdruß zu haben, hatte der erschrockene Jüngling die Entsetzte aus dem Wasser in das Gebüsch geschleppt, und in Angst und Eile mit abgefallenem Laub zu bedecken gesucht. Als er dabey ihr Nieder aufgerissen, fiel ihm das Geld, welches sie hinein gesteckt hatte, nämlich ein Päckchen Bankzettel, in die Hände. Da nun sein Geständniß ihm Strafe zugezogen haben würde, das Stillschweigen ihm hingegen eine Summe von 50 Thalern eintrug, so entschied er für Letzteres und verbarg den Leichnam. So hatte also die Justiz, in einem Falle, wo gar kein Verbrechen Statt fand, durch Verfolgung zweyer Unschuldigen, die Entdeckung der Wahrheit, welcher sie nachstrebte, selbst erschwert.

Merkwürdig war das Ereigniß, durch welches die Vorsehung in dieser Sache den Einzigen, der den Hergang wußte, dahin brachte, das Unergründliche zu offenbaren. Der Müllerbursche war nach dem Genuße giftiger Pilze erkrankt, die von ihm nicht weit von der Stelle gesammelt wurden, wohin er mehrere Jahre zuvor Mariens Leichnam gebracht hatte. In der Todesangst betrachtete er sein Unglück als eine Strafe des Himmels, und suchte sein Gewissen dadurch zu erleichtern, daß er, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Alles entdeckte. Er betheuerte, daß, wenn einer von den Angeklagten verurtheilt worden wäre, er durch ein freymüthiges Bekenntniß diesen gerettet haben würde. Zuverlässiger als dieses, scheint es, daß der eigentliche Zusammenhang ewig räthselhaft geblieben, wenn nicht Pilze an jener Stelle gesammelt, oder ihm nicht übel bekommen wären. An welchen jarten Fäden hängt die Wahrheit, und doch wagt es der Eigendünkel, allen Erfahrungen zum Trost, seine Muthmaßungen und die Frucht unreiner Einbildung zum Urtheil zu erheben, im Wahne, dadurch Gerechtigkeit und Sicherheit zu fördern!